

**David Gugerli, Michael Hagner, Caspar Hirschi, Andreas Kilcher,
Patricia Purtschert, Philipp Sarasin, Jakob Tanner (Hg.):
Nach Feierabend. Digital Humanities**

Zürich: diaphanes 2013 (Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte, Bd. 9), 205 S., ISBN 978-3-03734-421-7, € 25,-

Die jährlich erscheinende Schriftenreihe *Nach Feierabend* steht in der neunten Ausgabe unter dem Titel *Digital Humanities*. Nach den Themen *Gesundheit* (2012) und *Zirkulation* (2011) greifen die HerausgeberInnen nun ein Trendthema der geisteswissenschaftlichen Methodendiskussion auf. Angenehm nüchtern kommen da die Leitfragen im Editorial daher. Es gehe um eine „wissenshistorische Situierung des Phänomens“ (S.9), und um die Frage, wie sich „das geisteswissenschaftliche Rollenverständnis unter den Vorzeichen einer digitalen Wissensproduktion und -zirkulation“ (S.10) verändere.

Ganz bodenständig geht es dann auch in drei Beiträgen des Bandes um Texte und die wissenschaftliche Textproduktion. Philipp Theisohn diagnostiziert eine Krise der Geisteswissenschaften, ausgelöst durch eine maßlose Text-Überproduktion. Die *Digital Humanities* böten sich hier als Teil einer Problemlösung an, sofern sie ein technologisch unterstütztes Paraphrasieren erlaubten, was jedoch eine eigene „Kultur des Paraphrasierens“ (S.31) voraussetze. Niels-Oliver Walkowski schließt hier direkt an, zielt allerdings auf die Monographie ab. Im Anschluss an Vilém Flusser fragt er, ob die Textform überhaupt noch das ideale Medium für die Wissenspräsentation und -vermittlung sei. Angesichts alter-

nativer digitaler Publikationsformen von *Enhanced Publications* über *Open Laboratory Books* bis hin zu *Nanopublications* warnt Walkowski jedoch vor der Gefahr einer Entkontextualisierung des Wissens, wenn einzelne Texte und Textteile ohne feste Rahmung zirkulierten. Das Resümee: Solange eine Infrastruktur, eine „Organologie des Wissens“ (S.52) fehle, könne die Dauerhaftigkeit des wissenschaftlichen Textes nur auf Basis der Monographie gesichert werden. Auch Philippe Wampfler fragt in seinem Beitrag, wie wissenschaftliche Veröffentlichungen in der Aufmerksamkeitsökonomie des Internets weiterhin bestehen können. Vor allem sei es bislang versäumt worden, das Publikationswesen den Bedingungen des Web 2.0 anzupassen. Dies läge, so der Autor, an den verkrusteten, autoritären Strukturen des akademischen (Publikations-)Betriebs, die eine Wissenschaft verhinderten „in der kollaborative und dialogische Prozesse dynamische Texte hervorbringen, deren Status von ihrer Rezeption, nicht aber von Reputationsfragen bestimmt ist“ (S.98).

Zwischendurch berichtet Max Stadler von den Visionären und Technikutopisten des Silicon Valley. Sein essayistischer Exkurs handelt von der Geschichte und Gegenwart eines computergestützten Naturalismus, wie

er von den ApologetInnen des Vernetzungszeitalters, allen voran dem Bücheragenten John Bruckman, propagiert werde. Es geht um Neurobiologie, Kybernetik und Computer- und Schaltkreismetaphorik. Welche längerfristigen Auswirkungen diese „kalifornische[n] Verhältnisse“ (S.72) auf die Geisteswissenschaft haben werden, lässt der zweifelsohne aufschlussreiche und unterhaltsame Bericht offen, offenbart jedoch zahlreiche Anschlussmöglichkeiten für wissenschaftstheoretische Fragestellungen im posthumanistischen Zeitalter.

Im Beitrag „Das Kleine Digitale. Ein Plädoyer für Kleinkorpora und gegen Großprojekte wie Googles Ngram-Viewer“ ist der Titel Programm. Tobias Hodel versucht sich an einer Kritik geisteswissenschaftlicher Big Data-Forschung der Marke Google. Mangelnde Möglichkeiten zur Quellenkritik, technologisches Blackboxing, das Fehlen forschungsrelevanter Unterscheidungen (z.B. der Differenz von Text und Paratext) sowie die kommerzielle Ausrichtung seien nicht nur problematisch für das wissenschaftliche Arbeiten. Obendrein solle diese Anordnung für ein reduktionistisches Bild, in der Kultur mit der Sammlung von Daten gleichgesetzt werde. Big-Data-Volumina sollten daher in kleinere Korpora aufgeteilt werden. Und so gesehen liefert Hodel die methodische Rechtfertigung für die Studie von Nathalie Dietschy, Claire Clivaz und Dominique Vinck über die misslungene Restaurierung des Gemäldes *Ecce Homo* des Malers García Martínez aus dem 19. Jahrhundert durch eine Rentnerin.

Als Web 2.0-Phänomen zu unzähligen, so genannten *Meme* verarbeitet, ging die Geschichte auch in Form nutzergenerierter Neukontextualisierungen um die Welt und durchlief im Zuge seiner viralen Verbreitung unzählige Bedeutungstransformationen. Dabei stellt sich den geneigten LeserInnen die Frage, ob dies bereits ein Beispiel für die digitale Geisteswissenschaft ist, oder lediglich die Analyse eines Internetphänomens.

Detailreich, fundiert und verständlich legt Omar W. Nasim das Verhältnis von historischer Epistemologie, Geschichte der Erkenntnis, Wissenschaftsphilosophie und Wissenschaftsgeschichte offen. Allerdings steht am Ende des abgedruckten Habilitationsvortrags auch hier die Frage im Raum, wo die *Digital Humanities* ihren Platz finden. Zwar vermittelt der Beitrag eine Ahnung von einem Paradigmenwechsel im Zuge der Digitalisierung, jedoch wäre eine stärkere Fokussierung auf das Thema für die Diskussion fruchtbar gewesen.

Die Gedanken von Peter Haber sind auch heute noch hoch aktuell, weswegen man beinahe nicht merkt, dass der Beitrag ein Wiederabdruck eines acht Jahre alten Textes ist. Der im Jahre 2013 verstorbene Historiker diagnostiziert in seiner Schrift ein ‚Google Syndrom‘, das uns vorgaukele, alles Wissen könne jederzeit und allen zur Verfügung stehen. Dabei kritisiert Haber die mangelnde Quellenkritik und fehlende Tiefe studentischer Arbeiten, deren AutorInnen zwar auf immer mehr Informationen zurückgreifen könnten, diese aber immer weniger hinterfragen würden. Der Beitrag endet mit der kul-

turpessimistischen Beschreibung einer ‚copy/paste-Kultur‘, in der Information mit Wissen gleichgesetzt wird. Ein erweitertes Update von Habers Text liefert schließlich Philipp Sarasin, der mittels netzkritischer Ansätze ein Bild der gegenwärtigen Lage skizziert. Und verbessert hat sich nichts. Zur mangelnden Quellenkritik seien weiter reichende Probleme hinzugekommen, weil das Netz, vermeintlich intelligenter Algorithmen sei Dank, zunehmend unsere eigenen Vorlieben als KonsumentInnen widerspiegele. Konsequenterweise geht Sarasin am Ende auch auf den NSA-Skandal ein und warnt folgerichtig vor den Gefahren einer historisch neuen Verflechtung ökonomischer und politischer Interessen.

Der Band widmet sich dem Thema mit einem äußerst weiten Fokus und ist dabei im ersten Teil sehr auf die Textform fixiert. Konkrete methodische Ansätze zum Umgang mit nicht-bibliographischen Daten (z.B. Audio und Videofiles) sind darin nicht zu finden, ebenso fehlen praktische Hinweise, wie sie konkretere Fallbeispiele abgegeben hätten. Stattdessen handelt es sich um eine thematisch eher lose gekoppelte, durchaus kurzweilige und lesenswerte Textsammlung, die besonders durch die wissenschaftshistorischen und -philosophischen Perspektivierungen weit über das Thema *Digital Humanities* hinausreicht.

Pablo Abend (Köln)